

wirkte. Der Verfasser hat sich bemüht, aus den zerstreuten Mitteilungen auch ein Charakterbild des Abtes zu entwerfen; als seine Wesenszüge bezeichnet er große Festigkeit, aber gemildert durch eine unwiderstehliche Lebenswürdigkeit und verständnisvolle Anpassung an fremde Schwäche und die Bedürfnisse einer neuen Zeit. In seiner Frömmigkeit ist Kade ein Zeit- und Weggenosse seines großen Landsmannes Thomas von Kempen, ein Anhänger der *devotio moderna*, doch mehr verstandesmäßig eingestellt als der gemütsinnige Augustiner vom Niederrhein.

In viel bescheidenem Kreise verläuft das Leben des Stifters der Barmherzigen Brüder von Trier, Peter Friedhofen, aber in seiner Auswirkung greift es nicht minder weit als der Lebensertrag des großen Abtes von St. Matthias. Herzlich und einfach, wie es sich für den schlichten Helden ziemt, schildert P. Scheid nach den besten Quellen das Werden und Wirken dieses Mannes, dessen Söhne noch heute in so manchen Städten des Rheinlandes und weit darüber hinaus sein Leben der Liebe und Frömmigkeit fortsetzen. Geboren war er 1819 in Weitersburg, einem Dörflein hoch droben auf den Hängen rechts am Rhein, wo man hinausschauen kann weithin über den Rhein bis nach Koblenz und weiter stromaufwärts und hinein ins grüne Moseltal. In Koblenz legte er den Grund zu der Genossenschaft, die erst nach seinem Tod ihren Hauptsitz nach Trier verlegte. Hier in Koblenz zog es ihn immer wieder zu dem kleinen Heiligtum der Gottesmutter auf der andern Moselseite, wie überhaupt sein Leben unter dem Zeichen Mariens stand, der er mit rheinischem Mut fromme, gutgemeinte Verselein sang. In seiner kindlich offenen Art und seiner reinen Herzensgüte ist Bruder Friedhofen so recht ein Typ des braven rheinischen Landvolkes nach seiner besten Seite hin.

Dr. R. d'Estér, *Wir Rheinländer. Ein Heimatbuch*, 8° (XII u. 371 S.) Leipzig 1922, Fr. Brandstetter.

Dr. R. d'Estér, *Die Rheinländer. Ein Heimatbuch*, 4. Aufl. 8° (VIII u. 383 S.) Leipzig 1923, Fr. Brandstetter.

Dr. A. Wrede, *Rheinische Volkskunde*, 2. Aufl. gr. 8° (XV, 377 S. u. 24 Tafeln.) Leipzig 1922, Quelle & Meyer.

Wer den Rhein kennen lernen will und das lustige Völkchen an seinen Ufern, wie es denkt und dichtet, liebt und lebt, der greife zu den beiden Heimatbüchern von Prof. d'Estér! Da singen ihm rheinische Dichter von ihrer schönen Heimat und ihren Sagen und Sitten,

da berichten ihm Forscher aus vergangenen Tagen von den Zeiten, da sich tief auf dem Grunde des Devonmeeres die Schichten des heutigen Schiefergebirges bildeten, und aus den stolzen Jahrhunderten, in denen die Dome gebaut wurden und die Burgen, die jetzt den Strom umrahmen, da schildern ihm Männer der Arbeit rheinische Kunst und technisches Können. Und der rheinische Humor fehlt auch in den beiden hübschen Bänden nicht. Er darf in einem rheinischen Heimatbuche nicht fehlen, auch in diesen schweren Zeiten nicht; man sagt ja, daß die Trauben an den steilen Hängen des Rheins gerade dann weich und köstlich werden, wenn die Nebel über dem Tal liegen und beizen.

Wrede bietet in seiner *Rheinischen Volkskunde*, die auf langen Studien und eifrigster Sammelarbeit beruht, eine systematische Übersicht über die Schätze alten Volkstums, die sich am Rhein erhalten haben. Nach einer kurzen Einführung in die Besiedelungsgeschichte des Rheinlandes und einem Kapitel über die Einflüsse, die die geistige Eigenart des Rheinlandes bedingen, bespricht der Verfasser Haus und Hof, Tracht, Sitte und Glauben des Volkes am Rhein. Das nördliche Rheinland, das Eifelgebiet ist dabei bevorzugt. Unerschöpflich ist der Verfasser in seinen Mitteilungen und Erklärungen. Beim Lesen seines Buches kommt es einem so recht zum Bewußtsein, wie ganz und gar deutsch das Volk am Rhein ist und wie es trotz aller Einfälle fremder Völker seine deutsche und rheinische Art bewahrt hat. Der größte Feind droht rheinischer Art nicht von außen, das lehrt die Geschichte, die schlimmste Gefahr, das ist vielmehr die Gefahr der Verstädterung, der Gleichmachung, die heute alles Bodenständige und Eigenartige ausrottet. Sie macht die Völker heimatlos. Im Rheinland ist noch viel köstliches Volksgut; möchten doch Bücher, wie das prächtige Werk von Wrede, in weite Kreise dringen und helfen zu retten, was an altem Vätererbe und Heimatbesitz zu retten ist.

Joseph Grisar S. J.

Noch eine kirchliche Friedenstaube

Jeder ernstgemeinte Beitrag von zuständiger Seite zu der brennenden Frage „Wie läßt sich ein erträgliches, dem Gemeinwohl des Vaterlandes förderliches Zusammenleben der Angehörigen verschiedener Glaubensbekenntnisse in Deutschland anbahnen und aufrecht erhalten? — verdient es, daß wir ihn mit Achtung begrüßen und aufmerksam würdigen. Doppelt freudig zu be-

grüßen ist eine Aussprache über diesen Gegenstand, die von so hoher Stelle kommt wie die hier folgende.

Es ist der oberste Landesbischof der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern, Kirchenpräsident D. Veit, der in einem kürzlich erschienenen Artikel der Zeitschrift „Das Evangelische Deutschland“¹ seine Gedanken „Zur konfessionellen Lage“ in eindrucksvoller Weise entwickelt. Nach einem einleitenden kurzen Rückblick auf frühere Verhältnisse fragt er: Wie ist jetzt die Lage? Er antwortet:

„Niemand kann das Wachstum an Kraft, Selbstbewußtsein und Aktionslust und damit den Zuwachs an Einfluß verkennen, der die Geschichte der katholischen Kirche in den letzten Jahren kennzeichnet. Ausbreitung und straffe Zusammenfassung haben daran gleicherweise teil. Die zunehmende Mischung der Bevölkerung läßt katholische Kirchentkörper auch in Ländern entstehen, die vordem Katholiken gar nicht oder nur vereinzelt aufwiesen. Neue Bistümer schaffen die kirchliche Organisation, zahlreiche Ordensniederlassungen verstärken die Wirksamkeit der Seelsorge. Dabei ist es der katholischen Kirche in der ihr eigentümlichen Art anfänglicher Zurückhaltung und entschlossenen Zugreifens im rechten Augenblick gelungen, sich dem Leben der modernen Kultur anzupassen oder vielmehr es sich dienstbar zu machen und anscheinende Versäumnisse in überraschend kurzer Zeit nachzuholen. Das Wort von der Inferiorität des Katholizismus hat seine Berechtigung verloren. . . .

Das alles sind Tatsachen, die wir nicht leugnen können, zu denen wir aber auch nicht scheinbar wollen. Wer wollte es einer Kirche wehren oder mißgönnen, daß sie die in ihr liegenden Kräfte entfaltet und zur Wirkung bringt. Nehmen wir doch für uns das gleiche Recht in Anspruch. Danach bemißt sich die Lage auf unserer Seite, nicht nach der so häufig angewandten üblen Methode des Vergleichs, wonach man neben jeder Äußerung und Form katholischen Lebens das evangelische Gegenstück sucht, und je nachdem man es findet oder nicht findet, die andere Seite bekämpft oder beneidend bewundert. Nur darin wollen wir uns vergleichend prüfen, ob es uns auch heute noch gelingt, aus der Tiefe evangelischer Glaubensgewißheit heraus in Lehre und Leben einen Organismus kirchlichen Lebens darzustellen, der den Menschen von heute Heimat, Kraft und Friede sein kann. Und das soll und kann uns gelingen, wenn wir uns immer wieder auf die Grundlagen besinnen, auf denen reformatorische Kraft erwachsen ist. . . .“ (Die hier

folgenden Anforderungen Veits an seine Glaubens- und Kirchengenossen berühren uns da weiter nicht.)

„So stehen nun die beiden Kirchen nebeneinander, nirgends so nahe aneinander gerückt, so bodenständig, so aufeinander angewiesen als in unserem lieben deutschen Vaterlande. Was sollte sich natürlicher daraus ergeben, als daß sie einander in ihrem Bestand achten, in ihrer Überzeugung ehren? Das schließt nicht aus, daß wir unseres evangelischen Wahrheitsbesitzes uns freuen und ihn in freimütigem Bekenntnis behaupten. . . . Der Tod alles konfessionellen Friedens aber wäre es, wollte eine Kirche die andere als ein Missionsgebiet ansehen und behandeln, ihre Einrichtungen und Ordnungen mißachten und durch herrisches und rücksichtsloses Auftreten auf Grenzgebieten, die mit besonderer Vorsicht begangen sein wollen, fremdes Recht kränken. Denn Kränkungen bleiben Kränkungen, auch wenn sie hinter dogmatische Anschauungen oder kanonische Anweisungen sich zurückziehen. Der beste Weg zum Frieden aber wäre der, wollten die Kirchen voneinander lernen und miteinander arbeiten. Wie groß sind die Aufgaben, die ihnen gestellt sind! . . . Hier gibt es keinen unlauteren, sondern nur einen edeln Wettbewerb des Glaubens und der Liebe. . . . Wir täuschen uns nicht. Nicht nach der Summe der Lehrsätze und Bräuche läßt sich Gemeinsames und Trennendes zwischen den Kirchen scheiden. Es ist eine andere Weise des Glaubens und Denkens hier und dort; aber die Welt ewigen Lebens, um deren Güter wir ringen, ist die gleiche, und ein Herr ist es, der uns erlöst und zu seinem Dienste ruft. Um feinetwillen wollen wir uns verstehen. Das wäre die konfessionelle Lage, die ihm zur Ehre und unserem Volke zum Segen dient.

Kirchenpräsident D. Veit.“

Diese Worte eines wohlmeinenden Kirchenfürsten wurden leider bei ihrem Erscheinen übertönt von der leidenschaftlichen Ultramontanen-Hege, welche mit den Studentenkräusen im November 1923 anhub und im Hitler-Ludendorff-Prozeß ihren Höhepunkt erreichte. Es wäre aber schmerzlich zu bedauern, wenn sie darum ungehört verhallen sollten. Obwohl wir nicht jeden Satz des ehrwürdigen Kirchenpräsidenten unterschreiben können, so ist uns doch der wesentliche Inhalt seiner Mahnung ganz aus der Seele gesprochen. Jedermann sieht auch auf den ersten Blick, wie nahe sich viele der hier ausgesprochenen Gedanken mit denen berühren, die Prof. D. Hermelink unlängst in seiner bedeutsamen Schrift „Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart“¹ so gewandt und überzeugend

¹ 1924, Nr. 2; abgedruckt im Evang. Gemeindeblatt für München Nr. 13 vom 30. März 1924.

¹ Vgl. diese Zeitschrift 106 (1922) 191 ff.

dargelegt hat. Man wird aber auch gleichzeitig gewahr, wie groß der Zwiespalt und der Gegensatz ist, der zwischen der Gedankenwelt und der konfessionellen Einstellung des Kirchenpräsidenten und seiner Gesinnungsfreunde, z. B. des hochachtbaren Kirchentagspräsidenten D. Frhr. v. Pechmann einerseits und den Größen des Evangelischen Bundes andererseits, sich gerade jetzt wieder auf tut. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob dieser Bund seinem beim Kriegsende ausgesprochenen Vorsatz treu bleiben und statt der einseitigen Frontstellung gegen Rom seine Kräfte und reichen Mittel positiveren Aufgaben, den Kampf gegen Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit sowie den Werken der Nächstenliebe, besonders durch kräftigen Ausbau seiner noch in den Anfängen stehenden Dessauer Schwesternschaft zuwenden wolle. Es ist nicht viel daraus geworden. Außenstehende hatten in den letzten Jahren mehrfach den Eindruck, als ob hinter den Vorhängen der nicht öffentlichen Bundeskonferenzen zwei oder mehr Strömungen und Tonarten hart miteinander rängen. Das Ausscheiden des noch so sehr leistungsfähigen Bundesvorsitzenden Overling, an dessen Stelle ein altersschwacher, inzwischen schon verstorbener Nachfolger gewählt wurde, besonders aber die über-scharfen Los-von-Rom-Töne, die der neue Bundesagent Bräunlich in Hof und andere Bundesredner in Nürnberg und in nördlichen Städten angeschlagen haben, deuten auf einen Sieg der scharfen Tonart hin. Das krankhaft wehleidige „Scheelesehen“ auf jeden kleinen Fortschritt oder Erfolg der katholischen Sache, vor dem D. Weit wie auch Hermelink so dringend warnen, ist eines dieser Anzeichen, das sowohl in der „Deutsch-Evang. Korrespondenz“ des Bundes als in verwandten Stimmen Ausdruck findet.

Einer derartigen Mentalität tritt der Kirchenpräsident mit Nachdruck entgegen, weil sie die beiderseitige Stimmung verbittert, ohne der eigenen Sache irgendwie zu helfen. Es ist nur zu fürchten, daß man aufseiten des Bundes den oberhirtlichen Mahner ebenso unter die „konfessionellen Pazifisten“ einreihen wird, wie man es dem D. Freiherr v. Pechmann gegenüber aus Anlaß seiner Mahnung zur Gerechtigkeit in Behandlung der Mißsehensfrage getan, und zwar in schroff beleidigender Form und mit einem deutlichen Hinweis auf den „Dolchstoß von hinten“ getan hat¹. Vielleicht liegt in der Sorge vor

solchen Vorwürfen der Grund, daß D. Weit es für ratsam hielt, seinem Friedensruf Vorbehalte einzugliedern, mit denen wir uns nicht befreunden können.

Da ist an erster Stelle die Forderung, daß jede Kirche die andere „in ihrem Bestand achten“ und nicht „als Missionsgebiet ansehen“ müsse. Das ist wieder der geforderte grundsätzliche Verzicht auf Ausbreitung der eigenen Überzeugung: auf „Propaganda“. Darüber ist in diesen Blättern nun doch genug und übergenuß gehandelt¹.

Nur auf den Selbstwiderspruch sei hingewiesen, in den D. Weit mit seinen eigenen Worten gerät. Er findet es selbstverständlich, daß seine Glaubensgenossen sich ihres „Wahrheitsbesitzes freuen“ und ihn freimütig bekennen und behaupten. Aber den Brüdern und Volksgenossen, die nicht im Besitz dieser Wahrheit sind, sollen sie diesen Schatz verbergen und vorenthalten? Wie stimmt das zum Gebot der christlichen Nächstenliebe? Es ist ein Zeichen der Erstorbenheit und des Nümiendaseins der morgenländischen Kirchen oder Sekten, daß ihnen der Trieb zur Ausbreitung gänzlich fehlt. Protestantische Symboliker verfehlen nicht, auf dieses Todesmal aufmerksam zu machen. Unter der Voraussetzung allerdings, daß alle christlichen Konfessionen gleich wahr und gleich

brachte der „Reichsbote“ Nr. 101 v. 19. Apr. 1924 eine längere Zuschrift aus Ostpreußen, worin dem Kirchenpräsidenten gesagt wird, sein Artikel enthalte „ganz unverständliche Äußerungen“ und bedeute „eine runde Absage an die Ausführungen Ludendorffs“ bei seinem Münchener Prozeß. Angesichts des durch jene Worte entfachten Kampfes „kann es einem evangelischen Christen, der seine Kirche lieb hat, nicht überzeugend und angenehm klingen, wenn er aus der Feder eines der ersten Führer solche Worte findet“, wie D. Weit sie da geschrieben habe. Nach weiteren polemischen Glossen lautet der Schluß: „Ach wie vieles ließe sich sagen! Sollten da Worte von Veröhnung nicht zum mindesten den Eindruck eines schwächlichen evangelischen Bewußtseins machen? Muß durch sie nicht vielmehr das Vertrauen zur Kirche unter nachdenklichen evangelischen Christen erschüttert werden? Auf jeden Fall wäre Schweigen wohl das selbstverständliche Gebot der Stunde und nach den erfrischend offenen Worten des großen Heerführers Gold gewesen.“

¹ Die Ahnung hat nicht getäuscht. Raum war Obiges für den Druck abgeliefert, da

¹ Vgl. diese Zeitschrift 89, S. 391 f.; 91, S. 495; 98, S. 461 und öfter.

berechtigt seien, hat D. Weits Zumutung einen gewissen Sinn. Aber dieser interkonfessionelle Indifferentismus ist Gift für die höchsten katholischen Grundsätze und wird auch den Beifall des bayrischen Kirchenpräsidenten schwerlich finden. Wir lehnen ihn jedenfalls entschieden ab.

Um so bereitwilliger stimmen wir der andern Anregung des Kirchenpräsidenten zu, daß jede Seite die andere in ihren Rechten ungekränkt lassen und in ihrer Überzeugung ehren müsse. Trotz unserer dogmatischen Intoleranz in rebus fidei et morum bekennen wir uns zu voller Bereitschaft, im Rechtsleben, im bürgerlichen Verkehr, in der Wahrung guter Sitte den andern Bekenntnissen gegenüber es an nichts fehlen zu lassen, wie das hier früher schon deutlich ausgesprochen und auch von der Gegenseite anerkannt wurde. Daß wir bis jetzt vergeblich auf das Echo der Gerechtigkeit und Billigkeit von den meisten gegenüberliegenden Stellen warten, soll uns in dieser Haltung nicht irremachen.

D. Weits hat da allerdings noch eine besondere Beschwerde in Bereitschaft. „Durch herrisches und rücksichtsloses Auftreten auf Grenzgebieten“, so deutet er an, „fühle man sich auf seiner Seite gekränkt, und diese Kränkungen könnten dadurch nicht behoben werden, daß wir uns hinter dogmatische Anschauungen zurückziehen“.

Das zielt, wie jeder merkt, auf das katholische Mißbehagen ab, das seit Jahrhunderten besteht, in Deutschland aber, um Schlimmeres zu verhüten, zeitweilig außer Kraft gesetzt werden mußte. Hier kann aber von einer Kränkung fremden Rechtes keine Rede sein, wie die sachverständigen protestantischen Rechtslehrer mehrfach anerkannt haben. „Es ist eine andere Weise des Glaubens hier und dort“, sagt ja D. Weits selber. Wenn er es nun, wie wir oben hörten, ablehnt, uns zu einem andern Glauben zu bekehren, so lasse er uns doch nach unserem Glauben leben und erlaube auch unserer Kirche, für ihre Glieder solche Lebensordnungen aufzustellen, wie sie unserem Glauben entsprechen. Das hindert die Kirchen durchaus nicht, voneinander zu lernen und miteinander wetteifernd zu arbeiten in „einem edeln Wettbewerb des Glaubens und der Liebe“. In die hier dargebotene Hand wollen wir bereitwillig und ohne Hintergedanken einschlagen: Voneinander lernen, miteinander arbeiten und wetteifern in Taten des Glaubens und der Liebe oder, um es in unserer Sprache auszudrücken: in guten Werken, das sei unsere gemeinsame Sorge; es wird auch der beste Weg zum Frieden sein. Dem Herrn aber, der uns alle erlöst hat, wollen wir es anheimgeben, zu welcher Kirche er sich bekennen will!

Matthias Reichmann S. J.



Begründet 1865

von deutschen
Jesuiten.

Stimmen der Zeit, Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Heinrich Stierp S. J., München, Veterinärstraße 9 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., E. Noppel S. J., J. Overmans S. J., W. Peiß S. J. in Feldkirch, zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich, M. Reichmann S. J. Postcheck-Konto der Schriftleitung: München 6900, Bankkonto der Schriftleitung in der Schweiz: Schweizerische Genossenschaftsbank in Basel, Postcheck-Konto V 3175.

Verlag: Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau. Postcheck-Konto des Verlags: Karlsruhe 315, Basel V 2538, Wien 130337. Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Hefte einer gegen Quellengabe übernommen werden; jeder andertweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.